

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

## An mein Kind.

Was mir das Leben vorenthalten hat,  
Was ich erwünscht, ersehnt, erhofft vergebens,  
Das werde Dir, mein Kind, an meiner Statt,  
Das schmücke Dir die Tage Deines Lebens!

O fasse Du mit beiden Händen zu,  
Wo ich gezaubert feig und unentschlossen!  
Den gold'nen Freudenbecher leere Du,  
Aus dem ich wenig Tropfen nur genossen.

Den Maientag, der mich nur halb beglückt,  
Genieße Du ihn ganz in schönen Tagen,  
Die Rosen, die ich nicht vom Strauch gepflückt,  
Brich Du sie, Deine junge Stirn zu kränzen!

Wo Dornen hemmend meinen Weg erschwert,  
Da sprich: Blumen unter Deinen Füßen,  
Und da, wo Wolken mir das Licht verwehrt,  
Soll siehst Du leuchtend Dich die Sonne grüßen!

Wilma Krebs.

## Glück.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Es lag soviel aufrichtige Ueberzeugung in Wandas Worten, daß sie nichts Verlegendes hatten: sie gab ihn frei, sie liebte ihn ja! Und wenn er sich nach Freiheit sehnte —? Das würde sie niemals glauben!

Ulrike beherrschte sich so weit, daß kein Ton, keine Miene verriet, was in ihr vorging. Aber ihren Händen war die Arbeit entsunken und alle Farbe war aus ihren Wangen gewichen. Dies sah auch endlich Lucie trotz ihrer naiv egoistischen Weise und mit der schnellen Erfassungsgabe, die einen anderen Teil ihres Wesens ausmachte, rief sie hastig aus: „Mein Gott, Ulrike, was fehlt Dir? Du liebst Konrad! Sag es mir, ich flehe Dich an, sag mir alles, es handelt sich um mein Leben! Hat er Dir — nein, es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Er liebt mich, er soll mich lieben, er soll! Niemals trenne ich mich wieder von ihm, niemals!“

Sie trat hastig mit dem Fuß auf, aber plötzlich warf sie sich neben Ulrike nieder und umschlang sie mit beiden Armen.

„Wenn er gelogen hat, Ulrike, wenn er mich verrät — nicht einen Tag länger lebe ich! Ich kann nicht mehr atmen ohne ihn, er ist eingewurzelt in meiner Seele — ich muß vergehen, wenn Du ihn mir nimmst! Sei barmherzig, sag mir die Wahrheit, ich stirbe, wenn ich von ihm lassen müßte, ich kann nicht sein ohne ihn.“

Ihre Lippen bebten und große Thränen entfloßen den angstvoll geöffneten Augen, Thränen, die heiß und brennend aus dem Herzen zu strömen schienen und ihr kleines Zigeunergesicht



Münchener Kindl. Von Liesbeth Suchodolska.

zu dem erhabenen schmerzvollen Antlitz einer Märtyrerin unsteuerten.

„Beruhige Dich,“ sagte Ulrike gefaßt, „ich habe Dir nichts zu verbergen, nichts zu gestehen. Dein Geständnis hat mich sehr überrascht, ich habe Dir verraten, daß es mich auch schmerzte — mir meinerwegen — aber schließlich, Du mußt mir verzeihen, ich ahnte nicht, daß unsere Neigungen sich kreuzten. Und von solch einer himmelsstimmenden Liebe, die Dich bewegt, ist gar nicht die Rede, Lucie. Steh nur auf, solch eine kleine Eintagsleidenschaft darf Dich doch nicht kränken, Du siehst ja, ich lache schon wieder — es ist bereits überwunden.“

„Und er hat niemals zu Dir von Liebe gesprochen, Ulrike, niemals? Ich beschwöre Dich, belüge mich nicht.“

„Ich finde, Du beleidigst Deinen Verlobten, Lucie! Ein Mann, der das Bild der Geliebten im Herzen trägt, findet keine Zeit, sich um andere Frauen zu kümmern. Ich habe etwas kokettiert mit ihm, ich gebe es Dir zu, aber er hat sich musterhaft bewährt. Bist Du nun zufrieden? Musterhaft bewährt. — Du darfst ihm niemals verraten, daß Du auch nur einen Augenblick an ihm zweifelst. Und habe ihn recht, recht lieb, Lucie — dann wirst Du ihn immer verstehen, Dich niemals von ihm trennen können.“

Die kleine Zigeunerin wischte die Thränen von den Wangen und küßte die Gefährtin auf den Mund.

Mit diesem Kuß dankte sie in harmlosem Egoismus für das Opfer und sah nicht, daß sie eben eine Liebe vernichtet hatte, edler und tiefer als die ihre, eine Liebe, die sich selbst opferte, um den

Geliebten zu schonen und ihn vor der Anklage des Verrats und des Treubruchs zu bewahren. Und diese Liebe fand noch die Kraft, den Heuchler zu entschuldigen und sich selbst leichtfertige Thorheit und Unmaßung vorzuwerfen. Wäre ihr Leben gefordert, Ulrike hätte es mit Freuden gegeben, denn erst jetzt, da sie ihn auf ewig verlor, gestand sie sich, wie schrankenlos sie ihn liebe. Und das Entsetzen brach ihr fast das Herz.

Aber sie gehörte nicht zu den Naturen, die sich selbstsüchtig in ihren Schmerz versenken und ihre Umgebung mitleiden lassen. Auch brachten die nächsten Tage so viel Unruhe, daß sie die eigne Sorge zurückdrängen mußte, um alle Aufmerksamkeit ihren Pflichten zuwenden können. Da empfand sie zum erstenmal wohlthuend den Zwang, den der Aufenthalt unter Fremden auferlegt und der die Leidenschaften beherrschen lehrt wie Benehmen und Wandel.

Ujar wurde ins Bett gepackt auf Befehl des alten Hausarztes, der trotz seines Mitgefühls doch einen kleinen Triumph empfand über dieses Resultat der professorlichen Methode. Er sprach auch seine Mißbilligung aus, daß man ihn nun erst herbeirief, da höchste Gefahr sich nahe, er bereitete die Mutter auf das Allergste vor.

„Morgens um neun Uhr über neununddreißig Grad Fieber, meine Liebe: da hätten sie eher ein Einsehen haben müssen! Ihr mißliches Zulassen entspringt doch wohl dem Trotz, den Herrn Gemahl mit seinen übertriebenen Theorien Schiffbruch leiden zu sehen. Aber alles mit Mäßen! Sie hätten sich mit einer kleineren Niederlage begnügen sollen — nun fragt es sich, ob der kleine Körper aus diesem Verfall sich noch erheben kann. Schwache Lungen, fliegende Pulse, dabei die hohe Temperatur, die ja das bißchen Mark aus den Knochen zehrt — nehmen Sie es mir nicht übel: wenn das Kind draufgeht, so tragen Sie ebenfalls die Schuld. Um einen Sonderling zu befehlen, das Kind wunden zu lassen, das heißt denn doch überkonsequent sein!“

Er brauchte gar nicht mehr anzuempfehlen, seine Verordnungen aufs Wort auszuführen. Frau Katharina sah selbst, wohin ihr trotziges Zulassen geführt hatte und daß die kleine Wage sich wahrscheinlich abwärts neigen würde. Tag und Nacht saß sie am Lager des Knaben und ließ sich nur von Zeit zu Zeit von Ulrike, der Einzigen, die sich Ujar nahen durfte, ablösen.

Die ganze Hausordnung war verschoben, alles richtete sich nach den Stunden, in denen der Kranke schwache Erkennungszeichen gab, bis er in wilde Fieberträume zurückversank.

Lucie lag die Sorge für den Vater ob und sie versuchte, da sie in der Krankenstube nicht geduldet wurde, diesen Patienten zu pflegen. Sie wurde sanft und nachgiebig, erzählte dem Schweigsamen von allerlei Dingen, die sein Herz von dem ablenken sollten, was ihn beschäftigte und quälte, und stellte allmählich wieder ein freundlicheres Verhältnis zwischen ihnen her, dem allerdings die alte Kordialität ganz und gar mangelte. Aber es that den Professor wohl, einen hübschen Tisch vorzufinden, von Lucie bedient zu werden und aus ihrem Munde die neuesten Nachrichten aus dem Krankenzimmer zu empfangen, denen sie immer etwas Tröstliches, Aufmunterndes hinzusetzte. Ujar würde nicht sterben, bewahre nein! Er würde wieder gesund und gewiß viel, viel kräftiger werden und sie alle würden dann aufleben und sich des Lebens freuen, ach, es konnte ja noch soviel Gutes und Schönes kommen, Wunderschönes — und eines Tages würde der alte Vater die Augen weit öffnen vor Staunen über all die Ueberraschungen. Er hörte mit sanftem Lächeln zu und war viel zu sehr in seine inneren Kämpfe versenkt, um ihren rätselhaften Andeutungen nachzuforschen. Ihm lag eine Mattigkeit in den Gliedern, der Weg zum Gymnasium wurde ihm ordentlich schwer und kam er nach Hause, so hatte er ein solches Bedürfnis nach Ruhe, daß er sich, so gut es ging, auf zweien seiner Holzstühle ausstreckte. Da fand ihn Lucie eines Tages eingeschlafen, als sie ihn zum Essen rufen wollte und voll Mitleid blickte sie in das Antlitz, das so müde und verhärtet, mit tiefen Furchen auf Stirn und Wangen, in unbequemer Lage an der harten Lehne ruhte. Mit leisem Fuß erweckte sie ihn und führte ihn stumm fort, ohne seine Verlegenheit zu beachten, daß er, der Kräftige und Elastische, so von allgemeiner Schwäche übermannt worden sei. Am anderen Tage stand eine Chaiselongue in seiner Stube, dessen Anwesenheit er mit keinem Wort bemerkte; aber daß er dieselbe dennoch benutzte und sie nicht tadelte, das erfüllte sie zum erstenmal mit Befriedigung, die das Pflegen und Sorgen verleiht.

Niemand beachtete es, daß der Professor seine sonst endlosen Spaziergänge beschränkte und als ihm Lucie eines Tages anbot, ihn wieder begleiten zu dürfen, ging er freudig auf ihren Vorschlag ein, ohne ihres stillen Zweikampfes zu erwähnen.

„Ujar wünscht Dich zu sehen,“ sagte Frau Katharina einmal, „er ist heute fieberfrei, der Doktor hat Deinen Besuch erlaubt.“

Der Professor erhob sich sogleich, das Herz voll zum Zerspringen, die Hände zitternd vor nervöser Erwartung. Die Frau sah, was er litt, und nach einer stummen Bitte aus Luciens Augen fragte sie leise: „Soll ich mit Dir gehen, oder willst Du lieber allein —?“

Statt aller Antwort griff er nach ihrer Hand und zog sie mit sich fort.

Das Kind lächelte, als die Eltern zusammen eintraten und die großen, brennenden Augen in dem schmalen Gesicht wanderten strahlend von einem zum andern. Der Professor setzte sich an das Bett, die Mutter blieb neben ihm stehen.

„Vater, lieber Vater,“ Ujar streichelte liebevoll seine Hände, „wie lange habe ich Dich nicht gesehen! Hast Du mich nicht ganz vergessen? Nein? Wie schön, daß Du bei mir bist — und auch Mutter — wir bleiben nun alle immer zusammen, nicht wahr? Der Doktor sagt, ich soll fort in den Süden, aber ich reise nur, wenn Du auch mitkommst — und Mutter natürlich! Ich will Dich nicht entbehren, nie mehr — ich habe soviel an Dich gedacht, immer und immer an Dich. Mutter weiß es, nicht wahr — und auch, wie lieb ich Dich habe!“ Seine kleinen Hände strichen dem Vater über Bart und Wangen und schienen sich zu bemühen, seine Worte zu beweisen. „Versprich mir, daß Du mit uns gehen willst, Vater, nur dann werde ich ganz gesund. Sonst sehne ich mich immer nach Dir!“

Der Professor schwieg noch immer, schließlich heftete er den Blick fast schüchtern auf seine Frau. Das Kind beobachtete ihn und wachsende Angst malte sich auf seinen Zügen. Frau Katharina aber verstand die stumme Frage, sie neigte sich zu dem Gatten hinab, legte ihm die Hand auf die Schulter und mahnte freundlich: „Versprich ihm doch, daß Du mit uns reisen willst! Was sollten wir ohne Dich anfangen?“

Wie eine heiße Welle überflutete es die fahlen Wangen des Mannes, er sprang auf und schloß sie in die Arme. Als sie sich bewegten Blickes von einander lösten, sahen sie, daß das Kind sich der Wand zugelehnt hatte und leise schluchzte. Da thaten sie beide ein stilles Gelöbniß, daß dem Wohl des Knaben, dem Frieden des Hauses galt.

Lucie erstaunte die ganze Familie dadurch, daß sie fest erklärte, nicht mitreisen, sondern zu Hause bleiben zu wollen. Anfänglich drang man in sie, ihre Gründe zu diesem sonderbaren Eigensinn anzugeben, dann sprach die Mutter ein Machtwort, um den Widerspruch ein und für allemal zu besiegen. Ulrike hörte gefenken Hauptes zu — was würde geschehen? Sollte sie auch hier bleiben, immer der Gefahr ausgesetzt sein, dem zu begegnen, dessen Gegenwart sie fortan scheuen mußte und wollte? Sie wünschte sich weit fort, denn seit sie wußte, er gehöre Lucie, bemühte sie sich, ihn zu vergessen. Sie dachte zu rechtlich, um noch eine Hoffnung weiter keinen zu lassen. Und was erwartete sie noch, fragte sie sich bitter. Ihrer herben Enttäuschung konnte nur noch der Schmerz hinzugefügt werden, Lucie an dem Plage zu sehen, den sie so heiß ersehnt hatte — warum sollte sie sich peinigen und quälen lassen? — Gottlob, sie selbst konnte ja nichts entscheiden, von Luciens Antwort würde alles abhängen.

Und ohne die geringste Scheu sagte Lucie ruhig und bestimmt: „Ich gehe nicht mit, Ihr mögt schelten, soviel Ihr wollt. Von dem Manne, den ich liebe, trenne ich mich nicht, ich will wenigstens in seiner Nähe bleiben, wenn ich ihn auch nur selten sehen kann —“

„Lucie,“ rief die Frau Professor erschrocken dazwischen, aber diese ließ sich nicht stören: „Doch Ulrike soll bei mir bleiben und wenn ich ihn dann einmal sehen will, er ist ja mein Jugendgefährte gewesen —“

„Konrad von Tondern!“ Alle blickten erstaunt auf Ujar, der vom Sofa aus die Rätsellösung rief.

„Aber — aber,“ meinte der Professor, nachdem Lucie ausgefragt, getadelt und doch wieder mit Rührung angehört worden war, „ich kann nicht begreifen, weshalb Konrad nicht schon bei uns um Dich angehalten hat. Diese Geheimnisthuerie finde ich wenig angebracht.“

Lucie hielt eine stolze Verteidigungsrede für den Angeklagten, betonte vornehmlich seine ehrenhafte, hohe Gesinnung und schloß mit den Worten: „Wenn wir uns aus diesen Gründen vorläufig noch nicht heiraten können, so will ich doch als seine Braut betrachtet werden. Und deshalb soll er um mich anhalten, ehe Ihr fortgeht — das habe ich ihm geschrieben und heute oder morgen muß er kommen.“

„Muß er kommen,“ wiederholte die Mutter atemlos, „aber Lucie, wie kannst Du so taktlos handeln! Dein Thun könnte Dir doch ganz anders ausgelegt werden, die Werbung überläßt man dem Manne und fordert ihn nicht ungeniert dazu auf. Und wenn er nun nicht kommt — Du kannst ihn doch nicht zwingen wollen! Ich finde Dich unartz und herausfordernd.“

Lucie zuckte die Schultern: „Ich sehe nicht ein, weshalb ich mit unter seinem Stolge leiden soll. Schlimm genug, daß er die Hochzeit hinauschiebt, bis er irgend eine königliche Domäne pachten kann — mit acht Thalern Reinertrag, wie Wanda sagt. Und dieses Versteckenspielen vor Euch langweilt mich auch, das habe ich ihm auch gesagt.“

Die Mutter betrachtete forschend das Gesicht der Tochter, das ihre innere Ruhe und Sicherheit abspiegelte, und plötzlich fragte sie: „Weißt Du gewiß, ob es ihm Ernst ist? Hast Du nicht vielleicht für Liebe gehalten, was nur Spielerei war und hältst Du ihn

jetzt nicht am Ende fest in drückenden Banden? Du sprichst so sicher und selbstbewußt, daß es fast den Anschein hat, als wärest Du zu sehr Herr der Situation und er müßte sich Deinem Zwange beugen — fast als hättest Du um ihn gewonnen, statt er um Dich!“



Victor Hugos enthüllte Statue.

Lucie erbleichte unter diesen Worten: zum erstenmal sah sie ihre Verlobung mit anderen Augen betrachtet als mit den ihren, siegesgewissen. Und Taktlosigkeit warf man ihr vor und Zwang — was galt das alles, wenn man sich liebt? Wer zuerst das erblickende Wort spricht, hat das Recht auf seiner Seite — und daß sie nun so energisch für ihn eintrat, das müßte er ihr doch danken! Sie gewann nach kurzem Bedenken ihren schönen Freimut zurück: „Er liebt mich, ich liebe ihn! Ist das nicht Erklärung genug? Du wirst sehen, er ist froh, daß ich ihm das Recht über den Kopf fortgenommen habe.“

Die Mutter schwieg. Lange Ahnungen tauchten in ihr auf, sie fürchtete, ihr Kind möge nur zu bald von dieser selbsterbauten Höhe herabgestürzt werden, weshalb ihr nicht noch eine kurze Zeit des Glückes gönnen? Und mit Wehmut betrachtete sie den kleinen Kopf mit den wirren Locken, der sich so stolz und kühn den Plan fürs Leben entworfen hatte — als wenn sich das Schicksal in vorgeschriebene Bahnen lenken ließe und nicht unerbittlich seinem uns oft unverständlichen Willen folgte!

Konrad kam nicht, weder an dem nächsten, noch an den folgenden Tagen. Lucie entschuldigte ihn mit immer neuen Ausflüchten, deren sie auch vor sich selbst bedurfte, um die Zweifel, die schon die Mutter in ihr erregt hatte, niederzuhalten.

„Was machen wir nur?“ fragte der Professor seine Frau. „Der Doktor drängt auf die Abreise, wir können Lucie doch nicht in der Ungewißheit zurücklassen. Ich müßte ihm doch schon die Pistole auf die Brust setzen und ihn zu einer Erklärung zwingen.“

„Um dann zu hören, daß er gar nicht daran denke, sie zu heiraten? Daß das Ganze nur eine romantische Idee von Lucie sei?“

Nun brauste der Professor auf: „Zum Zeitvertreib ist meine Tochter zu schade und war sie unverständlich genug, auf Thorheiten einzugehen, so müßte er als Mann und Cavalier sich seine Handlung überlegen — seine Liebesbriefe sind außerdem für ihn bindend.“

„Wenn Du es so haben willst, gewiß,“ versicherte Frau Katharina ihm. „Aber wir müssen uns selbst Schuld beimessen: wir haben Lucie zuviel Freiheit gelassen und stets ihrer unverdorbenen Natürlichkeit getraut. Wieviel Liebe wird nicht in jungen Jahren verschwendet, auch unter Hilfe von Papier und Tinte — wieviel mehr unglückliche Ehen gäbe es, wenn all die leichtsinnigen Schwüre perfekt würden!“

„Du sprichst ja sehr verächtlich über Liebe,“ sagte der Professor ganz erstaunt, „ich kenne Dich ja kaum wieder.“

Seine Frau seufzte: „Ich sehe nur klar und deutlich, wie Lucie diese Verlobung inszeniert hat, ohne Ueberlegung, ohne das geringste Schamgefühl, das jedem anderen Mädchen längst die Zurückhaltung des Mannes erklärt hätte. Sie folgt nur ihrer Leidenschaft und meint, bei ihm dieselbe Schrankenlosigkeit voraussetzen zu dürfen.“

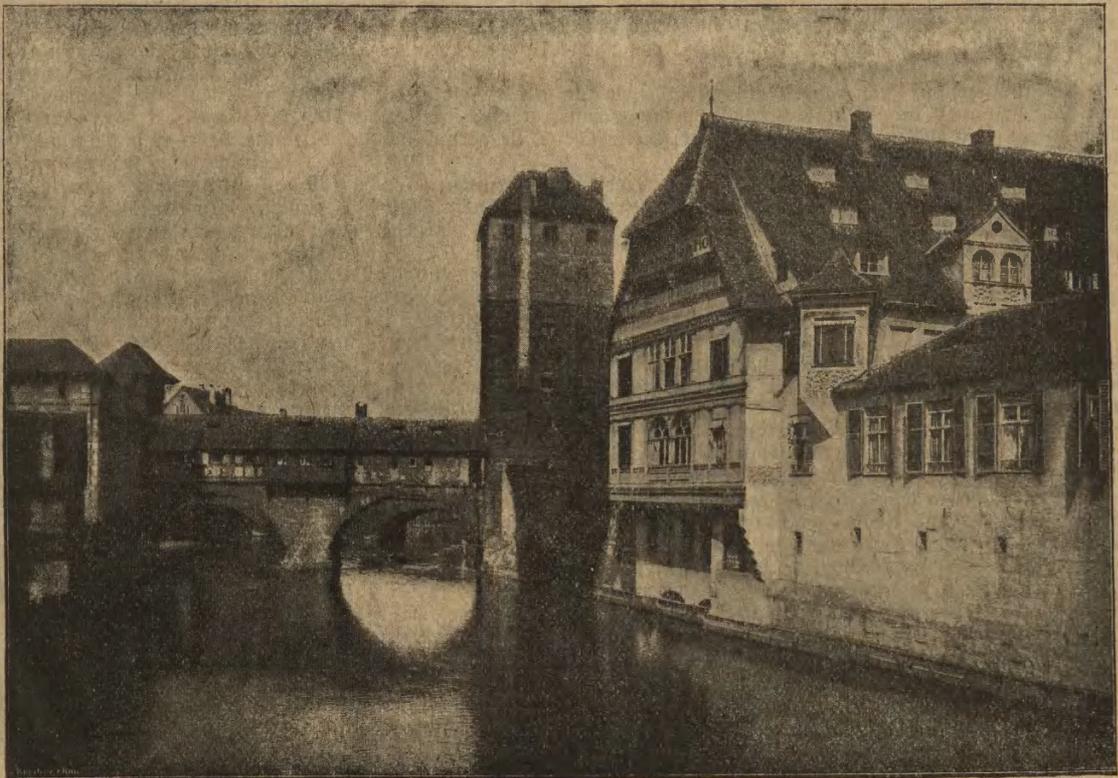
„Ich weiß aber immer noch nicht, wie ich mich verhalten soll — ich kann doch nicht müßig zuschauen, wie das Kind unglücklich wird!“

„Wird doch wohl nichts anderes übrig bleiben! Mitnehmen können wir Lucie nicht, sie würde einen Skandal provozieren, sie ist unberechenbar. Wir müssen sie hier lassen unter der Bedingung, daß sie sich jeder selbständigen Handlung enthält. Außerdem bleibt ja Ulrike bei ihr.“

Ulrike genoß das volle Vertrauen der Hausfrau und ihre Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue ließ alle vergessen, daß sie nur wenig älter als Lucie war: sie würde auch in schwierigen Fällen das Richtige treffen.

Die beiden jungen Mädchen führten ihr stilles Leben weiter, als sie allein zurückgeblieben waren. Alle ihre Beschäftigungen teilten sie, nur von dem, was ihnen beiden am Herzen lag, sprachen sie fast nie. Lucie wurde durch Ulrikes kühle Ablehnung, wenn sie dieses Thema berührte, immer von neuem empfindlich beleidigt und schließlich erzählte sie nur noch, wenn sie an Konrad geschrieben und wovon sie ihm berichtet habe. Jeden zweiten Abend trug sie ihren Brief zur Post und kam heiter zurück, als sei ihr wieder eine Last vom Herzen genommen. Sie hatte niemals über einen geläufigen Stil oder eine geschickte Ausdrucksweise verfügt und sie sagte ganz ehrlich zu Ulrike: „Ich schreibe nur von dem, was mich interessiert: was wir gesprochen haben, was Du uns für Gerichte bestelltest, welche Blumen im Garten blühen und was für ein Buch ich lese. Aber so mit Schwärmereien über Mond und Sterne und Nachtigallen und Düfte, das finde ich zu albern! Und das könnte ich auch gar nicht schildern, weshalb soll ich mich lächerlich machen?“

(Fortsetzung folgt.)



frühere Fürstenherberge „Zum Bitterholz“ in Nürnberg.

# Das Glück der Bettler.

Frei nach dem Russischen von Wladimir Kosminski.

(Nachdruck verboten.)

„Seid Ihr schon wieder hier?“ rief der Weinhändler Stepanoff, trank schnell sein Glas aus und ballte die Fäuste gegen ein Bettlerpaar, das eben in demütiger Haltung in der Thür erschienen war. Der kleine dicke Herr verdrehte seine Augen und stampte mit den Füßen. „Diese ewige Bettelei,“ räsionierte er. „Vor drei Tagen erst wart Ihr hier. Denkt Ihr denn, mir fliegt das Geld zum Schornsteine hinein? Die Bettelei muß aufhören, arbeiten müßt Ihr!“

Das Bettlerpaar ließ die Zornausbrüche des Weinhändlers geduldig über sich ergehen. Du lieber Himmel, — diese Leute waren an solche Szenen gewöhnt. In Lumpen gehüllt, ohne Obdach, nahmen sie das Mitleid der besser gestellten Bewohner der Stadt und der angrenzenden Dörfer in Anspruch, und gar manche Nacht mußten sie bei „Mutter Grün“ zubringen.

„Aber bitte, Herr Wohlthäter,“ schluchzte die Frau, „können wir denn arbeiten? Sie wissen doch, daß die letzte Grubenexplosion meinem armen Janucz das Augenlicht raubte und daß mich ein Schlaganfall erwerbsunfähig gemacht hat. Wir haben bis zu diesen Unglücksfällen von unserer Jugend an gearbeitet, hart und schwer, — jetzt nun müssen wir die Hände ausstrecken nach Almosen, um nicht zu verhungern. Wenn es doch einmal ein Ende unseres Glends geben möchte . . .“

Die Frau trocknete sich mühsam die Thränen.

Stepanoff war im Grunde ein ganz gutmütiger Herr. Wenn er sah, daß eine Frau weinte, so ging ihm das schon arg ans Herz. Aber er schämte sich seiner Wohlthätigkeit und so brummte er auch jetzt ärgerlich: „Na ja, — ich kenne diese Unglücksgegeschichten zur Genüge. Arbeitsame und fleißige Leute seid Ihr entschieden gewesen. Ihr würdet nicht in diese trübselige Lage gekommen sein, wenn eben nicht . . . Na 's ist ja gut, tröstet Euch, — verliert nicht die Hoffnung —“

Dabei griff er in die Tasche und zog sein Portemonnaie hervor. Dann aber räsionierte er weiter: „Der Kuckuck soll das ganze Glend holen. Fortwährend muß man den Beutel aufstun. Na, Euch gegenüber will ich nicht so sein. Hier ist 'n Rubel . . . meinetwegen auch drei. Was? Ich könnte noch mehr geben, meint Ihr? Na, — eigentlich stimmt's ja, denn ich bin ein schwerreicher Mann. Also hier: fünf Rubel! Aber nun macht, daß Ihr gütigst raus kommt, sonst . . . Was, wie? Gegeben habt Ihr den ganzen Tag noch nichts? Geh Josef,“ rief er einem der Lehrlinge zu, „schneide mal 'n Stück von der Mettwurst ab. Doch nicht so knapp. Nun aber laßt mich für heute zufrieden,“ — und Herr Stepanoff trat in sein Kontor mit der Miene eines Mannes, der eben eine große Schlacht geschlagen hat.

Marinka Bartowszcza hatte die Wahrheit gesprochen. Ihr Janucz war ein fleißiger, sparsamer Arbeiter gewesen. Sie verdiente als Näherin auch noch schönes Geld, — sollten sie, die sich innig liebten, auch noch Bedenken hegen, sich zu vereinigen? Sie waren jung: er 22, sie 18 Jahr alt. Aber liebte nicht gerade die Jugend tief und innig? Janucz verfügte über bedeutende Körperkräfte, sie war die Geschicklichkeit, die Sauberkeit, die Sparsamkeit selbst.

Sie heirateten!

Noch war kein Jahr verflossen, da widerhallte der Distrikt von einem furchtbaren Unglückschrei: schlagende Wetter hatten den ergiebigsten Kohlensticht zertrümmert. Der glühende Schwaden hatte ungezählte Menschenleben erstickt, verbrannt, verschüttet —

Der Bergmann Janucz Bartowszcza wurde wie durch ein Wunder gerettet. Er war schwer verletzt, aber die Kunst des Arztes erweckte ihn wieder zum Leben. Freilich das Augenlicht, das war verloren; aber der Mann war doch sonst heil.

Marinka strengte sich doppelt an, sie arbeitete für drei, um für sich und ihren Janucz den Lebensunterhalt heranzuschaffen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß sie über ihrer Näherei, sie gönnte sich kaum eine Mittagspause.

Da packte auch sie das Unglück. Beim Wasserholen aus dem Brunnen im Hofe glitt sie aus. Es war stockfinster in dieser nebligen Nacht. Der Eimer eiskalten Wassers stürzte über ihren Körper, — bis zum Morgengrauen blieb die Aermste hilflos liegen.

Der Doktor konstatierte am nächsten Mittag einen schweren Schlaganfall. Nun konnten sie beide nicht mehr arbeiten, — er blind, sie gelähmt!

Dabei waren sie noch so jung und kaum ein Jahr verheiratet.

„Ein Glück ist's noch,“ meinte eines Tages Janucz, „daß wir keine Kinder haben, — was hätten wir dann erst anfangen sollen.“

Marinka antwortete nicht. Aber ihr Herz, ein zartes, weiches Frauenherz frampfte sich zusammen . . . keine Kinder! Die Bettlerin richtete sich von ihrem elenden Lager empor und meinte die halbe Nacht.

Der Blinde und die Lahme trotteten fürsorglich die Straße entlang, in der das Geschäft des Herrn Stepanoff einen breiten Raum einnahm.

„Fünf Rubel und ein gewaltiges Stück Wurst,“ meinte die Frau, „das ist doch für uns ein großer Reichtum. Herr Stepanoff ist doch eine gute Seele, er ist ein guter und braver Mensch.“

„Ja, das ist wahr,“ pflichtete der Blinde bei, „ich bete jede Nacht für ihn.“

So wanderten sie weiter, hinaus nach jener verfallenen Hütte, in der sie ihr Nachquartier aufgeschlagen hatten.

Eben berieten sie noch, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen sollten, als Janucz plötzlich mitten auf der Landstraße stehen blieb.

„Du, Marinka,“ flüsterte er, „hörst Du nichts?“

„Was soll ich hören, wo soll ich's hören?“ fragte die Frau erstaunt.

„Es kam mir so vor, als ob ich dort rechts vom Felde ein Stimmchen rufen hörte,“ erklärte der Blinde. „Richtig, jetzt wieder . . . Ach, wenn ich doch sehen könnte, wie schnell würde ich hinüberlaufen —“

„Bleib ruhig an diesem Baume stehen,“ beruhigte ihn seine Frau, „ich werde selbst hinüberlaufen und nachsehen.“

— — — Lauschend, die erstöteten Augen fest auf jenen Punkt gerichtet, von welchem die Laute zu kommen schienen, stand der Mann unbeweglich auf der Landstraße, da vernahm er einen Schreckens-, dann einen Freuden-schrei. Mit seinem geschärften Gehör, mit der Erkenntnis des Blinden für das nur ihnen Wahrnehmbare war er Zeuge folgender Szene: Seine Frau tappte quer über das Feld, dort hinten in den Bäumen stieß sie einen lauten Schrei aus, — einen Schreckens- und Freudenruf zugleich. Vor ihr saß ein Kind, ein Junge, von etwa fünf Jahren.

„Was thust Du hier, kleiner?“ fragte Marinka erstaunt.

„Ich weiß es nicht,“ meinte das Kind.

„Wo sind Deine Eltern?“ forschte Marinka weiter.

„Ach,“ klagte der Kleine, „die sind weit, weit fortgefahren. Die Mutter hat sehr geweint, aber Vater erklärte: Das Weinen hilft gar nichts, es giebt für uns keine andere Rettung, wir müssen das Kind zurücklassen.“

„Was waren denn Deine Eltern?“ erkundigte sich die Frau.

„O, mein Vater war ein prächtiger Mann, sein Anzug glänzte wie Gold, er spielte Geige und galoppierte dabei auf einem Schimmel; meine Mutter ging in der Luft auf einem Drahtseil. Wir hatten einen großen Wagen mit einem Zelt. Vorgefem Nacht brannte das alles ab, und nun liegen mich Vater und Mutter hier und fuhren auf und davon . . .“

Nimm mich, bitte, mit Dir, ich fürchte mich . . .“

Marinka ergriff die Hand des Kindes und geleitete es zu ihrem Mann, der die ganze Unterhaltung gehört hatte. „Ja,“ meinte der bedeutsam, „was soll denn jetzt mit dem Kinde geschehen? Eigentlich wäre es Menschenpflicht, daß wir . . .“ er brach erschrocken mitten im Satz ab.

„Ja,“ bekräftigte seine Frau, „Menschenpflicht wäre es natürlich, — man kann doch das Kind nicht auf dem Felde liegen lassen . . .“

„Ganz recht,“ nickte der Blinde, „ganz recht. Aber ich meine nur, daß wir eigentlich mit uns selbst zu thun haben. Wir sind arm —“

„Ach was,“ unterbrach ihn seine Frau, „reich sind wir dank der Gutherzigkeit des Herrn Stepanoff.“

„Na, dann wollen wir auch gutherzig sein,“ meinte der Blinde schließlich, „aber morgen bringen wir den Findling nach dem Waisenhause.“

Marinka erwähnte am nächsten Tage mit keinem Wort den Gang nach dem Waisenhause. Auch ihr Mann vernied sorgfältig jede Anspielung, ja, er freute sich, daß Marinka nichts davon erzählte. So verging Tag um Tag, Woche um Woche, — das Kind blieb bei ihnen. Es nannte den Blinden „Vater“ und Marinka „Mutter“. Keines besaß den Mut, sich von dem Kinde zu trennen, beide liebten es und teilten jeden Bissen mit ihm.

An einem Herbstabend tobte Herr Stepanoff auf der Schwelle der Hütte. Ärgerlich riß er die morsche Thür auf und räsionierte: „Was zum Henker geht denn bei Euch vor? Ihr habt ja selbst kaum fatt zu essen und da ladet Ihr Euch noch einen Findling auf den Hals? Ich habe Beschäftigung für Euch, die Geld einbringen wird. Ihr könnt für mein Geschäft Körbe zum Versand von Obst flechten, das wirft soviel ab, daß Ihr nicht mehr zu betteln braucht. Aber sagt mir bloß, was wollt Ihr denn mit diesem Jungen?“

„Aber liebster, bester Herr Wohlthäter,“ suchte Marinka den Aufgeregten zu beschwichtigen, „Sie wissen doch auch, was es für arme, verlassene Menschen heißt, einen Sonnenstrahl im Haus zu haben. Das Kind ist unser Sonnenstrahl, es bedeutet unser Glück!“

„Dumme Redensarten,“ knurrte Herr Stepanoff, „arme Leute brauchen keine Kinder. Aber na, wenn sie einmal welche haben, müssen sie dieselben auch ernähren. Ich werde also den Preis für das Körbflechten verdoppeln, damit der Kleine nicht Not leidet. In, übrigens ein reizendes Kind . . .“ und der dicke Herr streichelte das goldblonde Haar. Er liebte die Kinder, denn er hatte selbst welche.

Zwanzig Jahre waren verflossen. An Stelle der Hütte, in welcher einst das Bettlerpaar hauste, steht heute ein weißgetünchtes kleines Haus. Ein sauber gehaltenes Gärtchen umgiebt dasselbe. Marinka, — alt zwar und grau geworden, aber noch immer von großer Rüstigkeit — geht geschäftig zwischen den Beeten auf und nieder. Ihr Mann sitzt an der Thür im Lehnstuhl und beschäftigt sich mit Körbflechten, mehr aus Langeweile, denn als „Muß“. Er hat das Arbeiten jetzt nicht mehr nötig, denn keinerlei Sorge um das tägliche Brot bedrückt ihn. Er ist Hausbesitzer, sein Sohn, — aha, sein Sohn! Nun ja, seine Frau hatte recht behauptet, das Kind war und blieb der Sonnenschein ihres Daseins.

In den ersten Jahren war allerdings Schnalhan noch immer Küchenmeister gewesen. Später aber hatte sich das Körbflechten lohnender gestaltet. Herr Stepanoff war ein guter Mann! Der besuchte sehr oft das Häuschen, und er kam nie mit leeren Taschen. Am liebsten hätte er den Kleinen zu sich ins Haus genommen, aber Marinka schlug alle Angriffe ab, — wer läßt sich denn auch den Sonnenschein aus seinem Häuschen nehmen!

Das Kind wuchs heran, es wurde ein braver Schüler, ein tapferer Kamerad des Herrn Stepanoff junior, der nach seines Vaters Tode dessen Geschäft übernommen hatte. Ja, das „Kind“ wurde Teilhaber des Herrn Stepanoff!

Jeden Sonntag wandert der kraftvolle Jüngling hinaus zu seinen Pflegeeltern.

„Unser Sonnenschein kommt,“ pflegt Marinka dann zu sagen, wenn sie seine Gestalt am Horizont auftauchen sieht.

Und bald drückt der Blinde den jungen Mann an seine Brust und betastet seinen Kopf und sein Gesicht, — er „sieht“ so seinen Sonnenschein, sein Glück — — —



Bauerntaufe. Von E. Brack.

(Fortsetzung.)

Sie haben doch an den Bürgermeister einen Brief geschrieben, wegen dem Duell."

Wenn von der nahen Bergwand sich ein Stück Felsen losgelöst hätte und er wäre zufällig auf Vorchens Kopf herabgefallen, Vorchens wäre nicht bestürzter geworden. Wer wußte, daß der Brief von ihr geschrieben war? Wie kam zum Ueberfluß noch dieser Mensch, der einer der Beteiligten doch war, dazu, es zu wissen?

"Jetzt bestreiten Sie es doch nicht mehr!" Klang neben ihr die Stimme dieses Menschen.

Wer Vorchens in diesem Dunkel hätte sehen können. Vorchens wankte.

"Oder haben Sie den Brief vielleicht wegen dem Herrn Fannemann geschrieben?" Klang die Stimme neben ihr weiter.

Sollte Vorchens etwa "Ja" darauf erwidern?

"Ja?" fragte noch einmal wie ein Folterknecht die Stimme.

"Nein," hauchte Vorchens endlich.

Für was hätte wohl Hannefried das ganze Wesen, das die Fuldaer Dame neben ihm jetzt bekundete, nach allem Vorangegangenen noch anders nehmen können, als für das scheinbare Geständnis einer verschämten und nun sich endlich Luft machenden zärtlichen Neigung? Gretchen und Emma waren in die Nacht umher zurückgewichen: Schatten waren sie geworden, als hätten sie nie in Wirklichkeit jemals gelebt.

"Fräulein Vorchens!" flüsterte Hannefried zärtlich.

Vor Vorchens Ohren rollte etwas, summt, brauste etwas, was noch nie in ihrem Leben an ihr Ohr gedrungen war.

"Fräulein Vorchens!" flüsterte Hannefried noch zärtlicher. Dabei erfaßte er Vorchens Hand und küßte sie.

Nie hatte ein Männerfuß bisher auf Vorchens Hand gebrannt. Vorchens befand sich in einer unennbaren Verwirrung.

Hannefried war leichtsinnig geworden. Wenn er in Leidenschaft geriet, so flossen ihm jetzt die Heiratsversprechen von den Lippen, als bedeuteten sie nichts.

"Möchten Sie wohl meine Gattin werden?" stammelte er jetzt.

Der große Augenblick in Vorchens Leben, der nie gekommen war, der niemals kommen wollte, jetzt auf der Landstraße von Kloster Dornbach nach Bad Liebenau, mitten in der Nacht, von einem Tannenwalde eingeschlossen, von einem sternbesäten Himmel überdacht — jetzt war er da. Ein Mann begehrte ihre Hand. Es war ein Mann, den sie nicht liebte, der aber sie wohl lieben mußte. Es war ein Mann! Vorchens Kopf glich nur noch einem Kessel, in dem alles, Ingredienzen einer unerhörten Art, durcheinandermogte. Gespensterhaft schwebte das Bildnis Fannemanns über die Chaussee. Gleichviel wer es war, in dessen Armen sie sich vor ihm rettete!

"Ich werde mir erlauben, morgen um Sie anzuhalten," flüsterte Hannefried.

Es bleibt sich gleich, in welcher Weise beide, als man in Liebenau anlangte, den Rest des Weges zurückgelegt hatten, wie sie sich verabschiedeten, wie Vorchens ihrer Mutter entgegentrat und wie die beiden Damen endlich wieder in die Sonne kamen.

"Du siehst so verstört," sagte die Stabsärztin, als sie sich entkleidete.

Vorchens hatte sich allmählich wieder gesammelt. Es that ihr etwas weh, es war nichts Körperliches. Aber sie sah nun in ihr künftiges Leben, als läge ein Hafen vor ihr, kein hübscher, anmutiger Hafen, in den man nach langer Fahrt mit Vergnügen hineinfuhr, sondern ein Nothafen, der eben im besten Falle grade gut genug gegen schlimmes Wetter war und der nach der langen Fahrt endlich ein Ruheplätzchen bot.

"Ich habe Kopfschmerzen," erwiderte Vorchens und schlüpfte ins Bett.

Es war morgen auch noch Zeit, morgen, wenn der Bewerber kommen würde, Muttmchen gebührend vorzubereiten.

12.

Wenn es sich darum handeln müßte, unsern Freund Fannemann mit irgend einem klassischen Helden zu vergleichen, so glauben wir am treffendsten ihm Hamlet an die Seite zu setzen. Auch Hamlet zögert, die entscheidende That zu begehen, bis endlich im fünften Akt die nun herangenahte Krisis ihm die Rächerwaffe in die Hand drückt.

Fannemann war, nachdem er den Nachmittag auf seinem einsamen Waldspaziergange verbracht hatte und bei dieser Gelegenheit öfter, wenn er auf eine Bank sich nieder setzte, nachdenklich Figuren auf den kiesbesäten Boden gezeichnet, sowie auch sonst noch allerlei Merkmale eines tiefen Sinnes zur Schau getragen hatte, in später Stunde nach dem Hotel zurückgekehrt und hatte dort auf seinem Zimmer wieder einen Brief geschrieben. Der Brief trug die Adresse: "An Fräulein Eleonore Moestel, hier, Hotel zur Sonne." Noch an demselben Abend besörderte ihn Fannemann zum Kasten.

Fannemann war zum Entschluß gekommen, nicht auf die blutige Weise wie Hamlet, wohl aber auf die eines Mannes, der am Ende

einsieht, daß selbst ein "Nein" auf einen Wunsch noch besser ist, als ein fortwährender Zweifel, daß Schaukeln schließlich zu Uebelkeiten führt und daß ein fester, wenn auch ein trauriger Boden für einen Mann, der noch eine Strecke Wegs durchs Leben gehen soll, wünschenswerter ist, als ein unsicherer oder gar keiner.

Der Brief enthielt an Fräulein Moestel die Frage, ob sie einem Manne, dem sie seiner aufrichtigen Verehrung wert erschiene, wohl gestatten möchte, auf irgend eine Weise sich ihr zu nähern — in der Absicht nämlich, eine gegenseitigere Bekanntschaft anzubahnen, womit er seinerseits ein Ziel erreichen möchte, das er allerdings noch nicht auszusprechen wagte, es anzudeuten aber unter den Umständen, die Herr über ihn wären, ihm nur auf diese Weise möglich wäre. Der Brief enthielt ferner eine genaue Erklärung dieser Umstände, er besagte deutlich, daß der Schreiber an einem Sprachfehler litt, womit sich nun auch wohl die Art und Weise, in welcher der Unterzeichnete bis zu dieser Frist den beiden Damen unter dem gemeinschaftlichen Dach entgegengetreten war, mit einemmal erklärte. Wenn die Adressatin ihm eine Hoffnung gäbe, so hätte er, am nächsten Morgen, sobald sie diesen Brief empfangen habe, sich auf der Max-Wiese einzufinden, die dicht am Walde läge, und wenn er auch selber nicht viel Worte würde machen können, aus Rücksicht auf den erwähnten Umstand, so würde eine Verständigung immerhin doch wohl möglich sein. Sollte die Adressatin aber um die angegebene Zeit auf der Wiese nicht zu finden sein, so würde er, der Schreiber, alsdann daraus entnehmen, in welcher Weise sein Brief von ihr aufgenommen worden war, und, um beiden Teilen Verlegenheiten zu ersparen, mit dem nächsten Bahnzuge Liebenau sofort verlassen.

Das war der Inhalt des Briefes.

Vorchens befand sich gerade im Garten allein, als der Briefträger erschien und ihr zu ihrer Befremdung das Schreiben mit der unbekannteren Handschrift überreichte. Die Damen hatten schon gerühstückt und die Stabsärztin saß, mit einer Häkelei beschäftigt, bereits in der hinteren Laube. Vorchens hatte in der Nacht schlecht geschlafen, unablässig hatte sie ihre Zukunft beschäftigt und böse Schreckbilder beunruhigten sie. Als ihre Blicke jetzt auf dieser unbekannteren Hand weilten, fuhr sie plötzlich zusammen. Der Brief war gewiß von Herrn Hannefried.

Vorchens öffnete und las.

Mit einem Male griff sie, wie von einem elektrischen Schläge durchzuckt, nach der linken Seite ihrer Brust. Ein Mediziner, der in diesem Augenblicke ihren Gesundheitszustand untersucht haben würden, hätte unfehlbar auf die akute Gefahr einer Herzkontraktion geschlossen.

Um nicht umzusinken, setzte sich Vorchens auf einen Gartenstuhl. Die Damen, welche ihre Eier und ihre Milch ringsum verzehrten, genierten sie nicht.

Soll der Erzähler alles, was sich jetzt in Vorchens Innern begab, erst umständlich beschreiben? Nein. Wie die Knalleffekte in einem raffinierten Bühnensstück, von denen der eine immer noch den anderen übertraf, waren plötzlich die Ereignisse in ihr Leben eingebrochen. Ein Mann hatte gestern abend Vorchens Hand verlangt und schon am nächsten Morgen kam in derselben Absicht ein zweiter. Und welcher Mann?

Ein seltsames, die Welt und die Dinge ringsumher vergessendes Lächeln schwebte jetzt über Vorchens Gesicht. Von dem Kummer, der so häufig auf diesem Gesichte sonst gelastet hatte, war auch nicht mehr ein bißchen zu sehen. Wie von einer großen Erschöpfung ergriffen, so ließ Vorchens die Hände sinken. Der Morgen war nicht sonderlich schön, auf der Chaussee blies ein heftiger Wind die Staubwolken auf und den Himmel färbte ein melancholisches Grau, aber dennoch war es für Vorchens, als hätte sie nie einen schöneren Morgen erlebt.

Er — der Schreiber des Briefes — stotterte. Das schädete nichts. Im Gegenteile, auch Muttmchen hatte einen kleinen Fehler und solche Menschen verdienen Mitgefühl. Auch brauchte sich nun Vorchens wegen Muttmchen vor ihm nicht zu schämen. Nein, Vorchens konnte nicht begreifen, daß es so eine Menge Glück auf Erden geben sollte. Ein heftiger Stich durchbebt sie.

Noch heute Morgen wollte der andere kommen. In jedem Augenblicke konnte er da sein. Ging Vorchens aber jetzt nicht auf die Wiese, was würde Herr Fannemann dann denken? Daß sie ein seelenloses Geschöpf war, undankbar und schlecht. Kam sie nicht, dann reiste er ab und niemals würde sie ihn dann wohl wiedersehen. Niemals wieder.

Das Küchenmädchen kam vorbei.

"Ist Herr Fannemann noch im Hotel?" fragte Vorchens stoßend.

"Herr Fannemann ist in den Wald gegangen, auf die Max-Wiese zu," erwiderte die Kleine.

"Schon lange?" fragte Vorchens.

"Vielleicht vor einer Viertelstunde."

Vorchens hatte bereits ihren breiten Hut auf.

„Hog sie jetzt zur Wiese nicht hin, so war alles zu spät.“  
„Vorchen!“ rief die Stabsärztin, eine Luftmaske von dem Häkelhaken streifend, als sie ihr Kind durch den Hof eilen sah.

Vorchen hörte nicht.

„Was hat sie denn?“ fragte die Stabsärztin kopfschüttelnd vor sich hin.

Die Mar-Wiese war ein nicht großer Rasenfeld, der im Walde lag und der dadurch eine gewisse Bekanntheit in der Badebevölkerung genoss, weil an manchen Nachmittagen die jüngeren Herrschaften hier Lawn Tennis zu spielen versuchten, wenn der Boden dazu auch nur mittelmäßig war.

Fannemann spazierte unter einer Buche herum. Dann und wann hob er nach der Richtung, in welcher der Weg wieder in den Wald verlief, den Kopf.

Ein helles Kleid tauchte dort jetzt auf.

Fannemann erblickte Vorchen.

Fannemann zog den Hut, Vorchen blieb mit gesenkten Augen an der Waldwand drüben stehen. Mit entschlossenen Schritten näherte er sich jetzt ihr.

Sein Gesicht war, als er, den Hut in der Hand, nun vor Vorchen stehen blieb, stark gerötet.

Mit Vorchen war etwas Merkwürdiges vorgegangen.

Schon einmal wiesen wir im Laufe dieser Geschichte darauf hin, was sie im Grunde ihres Wesens für ein verständiges, praktisches Mädchen war, gleich den meisten ihrer Mitschwester, wenn sie die Mitte der Zwanziger erreichen. Vorchen erwog nur noch ganz vernünftig, daß Herr Fannemann ein Stotterer war und daß, wenn sie nicht selbst zuerst das Wort ergriff und nach Möglichkeit behielt, unter ihnen beiden ein Meinungsaustrausch nie zu stande würde kommen können.

„Ich komme wegen Ihres Briefes, Herr Fannemann,“ begann Vorchen leise.

Es war wieder, als wollte sich Fannemanns Lippen wieder etwas entreißen; heftig arbeitete sein Gesicht, aber er schwieg.

„Sie sind so gut!“ sprach Vorchen in demselben Tone weiter.

Fannemann bewegte emsig seinen Hut, den er noch immer in der Hand hielt, aber noch immer wollte sich kein Ton aus seinem Munde ringen.

„Ich glaube, daß ich Ihren Wunsch wohl auch von meiner Seite teile,“ fuhr Vorchen in überlegten Worten auf gleiche Weise fort.

Schlichtern streckte sie dem Manne, der vor ihr stand, die Hand entgegen. Fannemann griff zu, aber er küßte sie nicht, sondern er sah nur ihre Eigentümerin mit einem Blick an, aus dem jene Seligkeit strahlte, welcher der Mensch keine Worte geben kann, am wenigsten aber ein Mensch, wie Fannemann.

Vorchen schlug die Augen nieder und nun sagte sie etwas, was diese Seligkeit in Schrecken und Entsetzen kehren mußte.

„Es hat aber,“ so fuhr sie fort, „schon ein anderer um mich angehalten.“

Fannemanns Gesicht sah nicht anders aus als wie zu Stein erstarrt. So verharrte er einige Sekunden. Dann zuckte etwas in ihm, an ihm, durch ihn, etwas — als wollte es sich von ihm losreißen, mit Gewalt. Es war wie die Eruption eines Vulkans, dessen Krater seit vielen Jahren erstorben gewesen war und aus dem sich nun mit um so größerer Heftigkeit die zurückgedrängten Kräfte der Natur entluden.

„Ein Anderer!“ entrang es sich von Fannemanns Lippen.

„Ja,“ flüsterte Vorchen, mitten in ihren Gefühlen doch von dem ersten Wort, das sie von Fannemann vernahm, fast wie von Beistützung erfüllt.

„Ein Anderer?“ fuhr Fannemann fort und seine Worte rollten hin wie Wellen eines Stromes, während seine Blicke so von Leidenschaft erfüllt waren, daß es nicht erstaunlich erschien, wenn er das Wunder, das sich nun selbst mit ihm begab, kaum zu bemerken schien. — „Sie lieben ihn nicht,“ redete er weiter. „Nein es ist nicht möglich. Sie würden sonst nicht hergekommen sein. Sie hätten mir sonst nicht gesagt, was Sie mir sagten. Sie sind noch nicht seine Frau, Sie sind vielleicht noch nicht seine Braut. Fräulein Vorchen!“

Diesen letzten Ausruf schmetterte Fannemann mit einem solchen Jubellaut aus seiner Kehle, wie ein Tenorist das hohe C. Er hielt Vorchens Hand umklammert — noch viel mehr, er schloß sogar ihre ganze Gestalt in seine Arme, daß Vorchen sich nicht wehren konnte. Und sie wehrte sich auch gar nicht, um sie beide her herrschte in dem Waldrevier eine feierliche Stille und die alten Buchenbäume zu ihren Häupten breiteten ihre Wipfel wie große grüne Segenshände über sie aus.

Nach einer Weile fing Fannemann von neuem an zu sprechen, erst ganz leise und Vorchen ins Ohr; gewissermaßen um zu probieren, ob alles, was er erlebte, nicht bloß ein herrlicher Traum war. Aber nein — er träumte nicht. Seine Zunge war gelbßt, wie durch einen plötzlichen Zauber, und die Arme, in denen er Vorchen hielt, waren seine leiblichen und wirklichen.

„Sie stottern doch aber gar nicht,“ sagte Vorchen nach einer Weile statt alles weiteren in seliger Enttäuschung.

„Ich bin geheilt,“ flüsterte Fannemann mit glückstrunkenen Augen auf sie niederblickend, „mein Arzt hat mir einmal gesagt, wenn mich etwas heilen könnte, so wäre es der Schreck. Den Schrecken fühlte ich, als ich gemahrt wurde, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig war und daß Sie nun doch ein anderer bekommen sollte. Sie haben mich geheilt!“

Was Vorchen zunächst durch den Kopf fuhr, war das, daß ihr künftiger Gatte eigentlich besser ein Stotterer geblieben wäre, wegen Nuttchen; als sie aber beide endlich Arm in Arm aus dem Walde herausstraten und die Welt vor ihnen in ihrer Morgenherrlichkeit wie eine große heilverkündende Verheißung, in der alles erduldet Leid vergessen war, lag, da hatte Vorchen nur noch dasselbe Gefühl, wie Fannemann, der Sohn des Glücks, an ihrer Seite: die Bonnesfurcht, in diesem Meer von Seligkeit noch zu ertrinken.

[Schluß folgt.]

### ••• Allerlei. •••

**Warum hat Amor verschiedene Beine?** Auf einem großen, alten Gobelin nämlich, den ein reicher Pariser Sammler besitzt, ist ein Amor zu sehen, der ein dunkles Bein hat, während das übrige Körperchen im zartesten Fleischton erglänzt: das Gesichtchen hängt folgendermaßen zusammen: Dem Sammler, der bereits wahre Wunderwerke alter Tapissereien besitzt, kam die Nachricht zu, daß bei einem kleinen Trödler ein Gobelin zu haben sei, der nach einem bekannten Gemälde von Vouche angefertigt sei. Er eilte sofort nach der dunklen Winkelbude hin und erstand dort auch für eine namhafte Summe einen Gobelinteppich, ein schönes altes Stück. Als er aber nach Hause kam in seine hell erleuchtete Wohnung, bemerkte er — was ihm im Halbdunkel des Trödlerladens entgangen war —, daß die schönen Farben des alten Kunstwerkes durch Rauch verdorben waren, das ganze Gebild des Teppichs war in ein verschleierndes trübes Grau getaucht. Er befragte einen Sachverständigen, was damit zu thun sei, und erhielt die Antwort, es gäbe ein einfaches Mittel zur Wiederherstellung der Farben, dessen Anwendung aber sehr mühselig sei: man müsse den ganzen Teppich trocken mit Brotkrumen abreiben, die leicht mit Kleie vermischt werden. Der Sammler nahm die Sache sehr ernst und beschloß, in echter Sammlerfreude und Sammlerleidenschaft, selbst ans Werk zu gehen. Zuerst ließ er sich eine gewaltige hohe und breite Stehleiter machen, dann wurden dem kostbaren Gobelin an allen vier Ecken von einem Tapezier Desen angenäht und das Kunstwerk straff an eine Wand gespannt. Nun kaufte der glückliche Teppichbesitzer ein halb Duzend frischer Brote, die alle Tage erneuert wurden und kletterte täglich stundenlang auf seiner Leiter vor dem Teppich herum, den er mit unermüdlichem Eifer mit dem Kleienbrot bearbeitete. Und richtig, nach einigen Tagen begannen an den zuerst beriebenen Stellen die tiefen, satten Farbtöne des alten Kunstwerkes wieder aufzuleuchten, wie sie bei dessen Entstehen gewesen waren. Nur bei dem Amor in einer unteren Ecke ließ der Sammler das eine Bein unberührt, damit die Beschauer genau die Verschiedenheit in der Farbe des schönen Teppichs erkennen könnten, wie er vor und nach der sachgemäßen Behandlung durch den klugen Sammler aussah. Und darum, wenn von dem Gobelinbesitzer die Rede ist, der den alltäglichen Namen Durand führt, heißt es immer: „... o, Sie meinen den Durand mit dem hell dunklen Gobelin-Amor?“

**Zur Geschichte der französischen Spielkarten** brachte die „Revue d'hist. litt. etc.“ vor einiger Zeit folgende interessante Notiz: Nachdem Karl VII. durch Ordonnanz vom Jahre 1391 bei 10 Sous Strafe alle Spiele verboten hatte, durch welche die Unterthanen verhindert werden, sich in den Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes zu üben, erfand der tapfere Lahire oder vermutlich einer seiner Diener ein Mittel, den königlichen Befehl zu umgehen. Er veränderte die Bilder, welche bisher den „Totentanz“, eine Allegorie des menschlichen Lebens, dargestellt hatten, und suchte dem Kartenspiel eine Form des Kriegsspiels zu geben. Trèfle (in Burgund Trense) — Klee, hat die Form des Stichblattes eines Degen; Carreau — dem viereckigen Eisen an der Spitze eines großen Pfeiles nachgebildet; Pique, der Spitze einer Partisane entsprechend; Coeur — wie die Spitze eines Armbrustpfeiles. Das As, im Lateinischen eine kleine Kupfermünze, deutet auf das Geld zur Bezahlung des Soldes. Die vier Könige beziehen sich auf die vier großen Monarchien: die jüdische, die griechische, die römische und die französische — David, Alexander, Caesar und Karl VII. in seiner Eigenschaft als Nachfolger Karls des Großen. Die vier „Tugenden“ der italienischen Tarockkarten wurden ersetzt durch Judith — an Stelle der Kraft; Pallas — an Stelle der Gerechtigkeit; Rachel an Stelle des Reichtums; Argine (Anagramm von Regina, die fromme Marie d'Anjou, Karls VII. Gemahlin) an Stelle der Mäßigung. Die vier Valets repräsentieren den Adel Frankreichs von der Epoche der Heroen bis zum Rittertum: Hector von Troja, Vater des fabelhaften Francus, des ersten der Frankenkönige; Ogir, der Däne, einer der Paladine Karls des Großen, Lahire, der tapfere Feldherr Karls VII., und der Trèfle-Bube, der Reformator des Kartenspiels, welcher aus Bescheidenheit in solcher Gesellschaft seinen Namen verschwieg. Zu Unrecht ist eine andere Deutung der Kartenfarben versucht worden: Coeur — der Klerus, weil er im chœur (Chor) seinen Sitz hat; Pique (Spieß) — der Adel, welcher die Armeen anführt; Carreau — das Bürgertum, weil das Pflaster in den Städten viereckig ist; Trèfle (Klee) — der Bauernstand. Unter Karl IX. erfuhren die Bilder eine Umgestaltung. Die Valets der Jagd, des Adels, des Hofes und die Kaiser begleiteten Augustus, Konstantin, Salomon und Chlodewig, sowie die Damen Clotilde, Elisabeth, Penthesilea (Königin der Amazonen) und Dido. — Ludwig XIV. schrieb für die Karten die Devise vor: J'aime l'amour et la cour, Vive la reine! Vive le roi!

## Unsere Bilder.

Der 100. Geburtstag Victor Hugos hat weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Veranlassung zu Gedenkfeiern für diesen großen französischen Dichter gegeben. Daß aber alle derartigen Feierlichkeiten von derjenigen in der Hauptstadt Frankreichs in den Schatten gestellt wurden, ist selbstverständlich. Paris stand in der letzten Woche des vorvergangenen Monats im Zeichen der Centenarfeier seines verehrten Nationaldichters und hat ihm zur bleibenden Erinnerung auf dem nach Victor Hugo benannten Platz ein herrliches von dem Bildhauer Barrias entworfenes und ausgeführtes Denkmal errichtet, welches wir in getreuester photographischer Reproduktion wiedergeben.

Die Umwandlung des bayerischen Hofes in Nürnberg in einen Justizpalast wird den historisch berühmtesten Alt-Nürnbergers Gasthof, einst „Zum Bitterholz“ nach seinem Besitzer genannt, seiner ursprünglichen Bestimmung entziehen. Der auf unserer Bilde sichtbare schönste Teil des Gebäudes gehörte anfänglich einer alten Nürnberger Patrizierfamilie und wurde erst 1818 mit dem nebenan liegenden Gasthofs vereinigt, der schon seit dem 15. Jahrhundert das Absteigequartier der Fürsten bildete, weshalb das Gasthaus im Volksmunde die „Fürstenherberge“ genannt wurde, so hat auch Kaiser Friedrich als Kronprinz mehrmals dort gewohnt; erst 1829 erhielt es den Namen „Bayerischer Hof.“

## Gemeinnütziges.

**Die Sehkraft der Augen zu stärken.** Zur Stärkung und Erhaltung der Sehkraft sollte man stets unmittelbar vor dem Schlafengehen die Augen und Schläfen mit kaltem Wasser besprengen. Dadurch wird die Nervenkraft des Auges sehr gestärkt und vor Blutüberfüllung geschützt. Sind die Augen besonders angestrengt, dann ist es angezeigt, auch mehrmals des Tages sich dieses Mittels zu bedienen. Alle anderen Mittel sind nur nach Rücksprache mit dem Arzte zu gebrauchen, da oft ein scheinbar unschuldiges Mittel schlimme Folgen nach sich zieht.

**Frisch gemangelte oder gebügelte Wäsche** lege man einzeln in einem trockenen und erwärmten Räume zum Ausdünsten und Nachtrocknen auseinander. Vorzeitiges Würbwerden und Stockflecke werden dadurch vermieden. Nur wenn die Wäsche vollständig trocken ist, räume man sie in die Schränke.

**Auf Glas haftende Tinte** kann man in folgender Weise herstellen: Man löst 20 Gramm braunen Lack in 150 Gramm Brennspiritus und mischt diese Lösung mit einer zweiten Lösung 35 Gramm Borax in 250 Gramm desillierten Wassers. Das Mischen muß langsam vor sich gehen. Zu dieser Mischung wird ein Gramm Methylolett zugegeben. Die so erhaltene Tinte soll sehr haltbar sein und mit Vorteil die Etiketten auf Flaschen erzeihen können.

## Nachtisch.

### 1. Bilderrätsel.



### 2. Anagrammaufgabe.

*	*	3	*	*	*	14	*	*
*	4	*	2	*	15	*	13	*
5	*	*	*	1	*	*	*	12
*	6	*	8	*	9	*	11	*
*	*	7	*	*	*	10	*	*

1. Jason, 2. Bosna, 3. Borte, 4. Deutz, 5. Groth, 6. Vater, 7. Wesen, 8. Birma, 9. Dagon.

Aus jedem der obigen neun Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß die An- und Endlaute geändert und die dann vorhandenen fünf Buchstaben anders geordnet werden. Beispiel: Hosea = Nepos.

Die neuen Wörter bedeuten: 1. einen Lustort, 2. einen Gesetzgeber, 3. eine preussische Festung, 4. einen Raum im Hause, 5. einen deutschen Dichter, 6. ein Dokument, 7. eine Göttin, 8. einen hervorragenden Sprachforscher, 9. einen französischen Physiker. — Werden die gefundenen Wörter buchstabenweise in die senkrechten Reihen des Rechtecks eingetragen, so entsteht in den jetzt mit Ziffern besetzten Feldern der Name eines berühmten Staatsmannes.

### 3. Rätsel.

Die erste brachte Heil der Welt,  
Die zweite führt durch Wald und Feld;  
Das ganze hat in finst'rer Nacht  
Schon manchen Wanderer irr' gemacht.

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- Der Radfahrer befindet sich rechts umgekehrt auf dem Bilde, mit dem Rücken an den dicken Baumstamm lehend. Die Lenkstange des Fahrrad bildet seinen Regenschirm.
- Belgien, Perodes, Pilatus, Formoran, Sufaren, Hochvogel, Tanagra, Parodie, Malaga, Girolamo Savanarola.
- Vandauer — Vandau.

## Lustiges.

### Neue Bezeichnung.



„Sage, Julius, wer ist eigentlich jener hohe Militär, der dort drüben geht?“

„Das ist der Regiments-Kommandeur.“

„Ist die Dame, die er am Arme führt, seine Frau?“

„Jawohl, das ist seine Kommandite!“

### Vom Exerzierplatz.

Rekrut Nazi (zu seinem Freund): „Du, Hiesl, unser Feldwebel muß aber ein gebildeter Mensch sein! Der kann ja die ganz' Naturg'schicht' auswendig!“

### Nette Wirtschaft.

Mann (enttäuscht): „Wenn Du doch nun endlich meine Strümpfe stopfen wolltest! Man weiß ja niemals, was oben und was unten ist!“

### Vorsichtig.

„... Wir waren Schul-Lameraden, Herr Doktor — ich weiß zwar nicht, ob Sie mich noch kennen...“

„Ja, mein Lieber, da müssen Sie mir erst sagen, was Sie wollen!“

### Ein teurer Schwiegersohn.

„Aus alledem, Herr Leutnant, entnehme ich, daß Sie mein Schwiegersohn werden wollen.“

Leutnant: „Warum nicht, wenn Sie sich das leisten können.“

### Unbestimmter Beruf.

Richter: „Was sind Sie denn nun eigentlich?“

Angeklagter (stolz): „Ich habe vor dreißig Jahren bei die Dragoner gestanden.“

### Edele Entrüstung.

„Bemühe Dich nicht, Ernst, ich bin meiner Sache nur zu gewiß. Fort mit der Treulosen, ich will nichts mehr von ihr wissen, durch nichts mehr an sie erinnert werden. Hier diesen Ring hat sie mir voriges Jahr gegeben. Weißt Du niemanden, Ernst, der mir einige Mark darauf leihen würde?“

### Guter Braten.

Gast: „Ist denn der Braten auch gut und frisch?“

Kellner: „O gewiß, mein Herr!“

Gast: „Ist denn der immer so billig?“

Kellner: „Nein, die ersten fünf Tage ist er teuer, da kostet die Portion fünfundsanzwanzig Pfennige mehr.“

### Singiges Mittel.

Frau: „Himmel! Der Braten ist angebrannt. Jetzt schnell ans Klavier, damit meinem Mann der Appetit vergeht!“

### Ein Bschvogel.

Strolch: „Die ganz' Zeit hab' i' allaweil grad' Obacht geb'n derfa, daß mi' koan' Arbeit dawischt hat, und jetzt, wo's wirklich keine gibt und i' amal ehlich arbeitslos sein kunn', sperr'n i' mi' ein!“